Zeitschrift: Der Geschichtsfreund : Mitteilungen des Historischen Vereins Zentralschweiz

Herausgeber: Historischer Verein Zentralschweiz

Band: 13 (1857)

Artikel: Die Septembertage Nidwaldens : nach einer handschriftlichen Darstellung von P. Paul Styger

Autor: Brandes, Karl

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-111040

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

II.

Die Septembertage Nidwaldens;

nach

einer handschriftlichen Darstellung von P. Paul Styger. *)

Vorgelesen an der Generalversammlung zu Beggenried den 3. Herbstm. 1856, von P. Karl Brandes, Benedictiner in Einsiedeln.

Unser unermüdliche Herr Präsident hatte mich zu einem Vortrage für unsere diesjährige Versammlung aufgefordert und ich dachte seinem Wunsche mit einem Versuche über die frühesten Einwanderungen in die Thäler der innern Schweiz nachzukommen. Ich sah mich also nach den Geschichtsquellen darüber um. Die keltische Urbevölkerung hätte ich ruhig unter ihren Druidensteinen und Dolmen schlafen lassen, und mich mit Untersuchungen über germanischen und nordischen Einwanderungen befaßt.

Mitten in dieser Arbeit fiel es mir aber bei, daß Zeit und

---

1) Styger wurde in Rothenthurm, K. Schwyz, am 16. März 1764 geboren und auf den Namen Martin getauft. Er trat zu Altdorf in den Capuzinerorden den 12. Augstm. 1787, und ward als Cleriker 1789 nach Frauenfeld und 1790 nach Wyl versetzt. In den Klöstern Freiburg (1793) und Sursee (1795) lag er den Studien ob. Im J. 1796 war Pater Paul Prediger zu Altdorf, und 1797—1798 lebte derselbe in der Familie Schüpfheim. Beim Ausbruche der französischen Revolution ward er als warmer und eifriger Urschweizer genöthigt auszuwandern. Im J. 1815 wurde Styger in die Toscanische Capuziner-Provinz aufgenommen, und starb mit den hl. Sakramenten versehen im Convente zu Sienna am 13. Winterm. 1824. (Provincial-Archiv in Lucern.)

Ort unserer diesjährigen Versammlung doch auch ihre Rechte haben. So verließ ich denn die Quellen des Ursprunges, um statt derselben, heute unserer letzten Dinge zu gedenken; derjenigen nämlich, die bereits jenseits des Bodens der Gegenwart und des Jahrhunderts liegen, und darum jetzt schon voll und ganz der Geschichte angehören. Ich denke an die ersten Septembertage von 1798, in Nidwalden.

Dies Datum, meine Herren! auf diesem Boden von Nidwalden genannt, regt in uns mächtige Gefühle auf. Aber wenn das Gewölk, das sich dabei wie ein großer Trauerflor über unser Seelenauge hinbreitet, sich zerstreut hat, so steht dieser Moment hoch und glänzend wie eine Sonne am Himmel der vaterländischen Geschichte. Bis jetzt hat diese Episode der Umwälzungsepoche noch keine würdige geschichtliche Darstellung gefunden; und doch verdiente dies Ereigniß wie kaum ein anderes, im Andenken jedes Freundes der Freiheit fortzuleben. Eine solche treue Darstellung, geschrieben mit derselben Begeisterung für Freiheit und Recht, von der jene Kämpfer für Freiheit und Recht beseelt waren, würde für Nidwalden ein schönes Ehrendenkmal sein.

Zschokke, der helvetische Kommissär, war der Mann nicht, das Ereigniß im rechten Lichte sehen und würdigen zu können. Businger hat sich selbst unter Zschokke gestellt, und da mag er meinetwegen stehen bleiben: er hat mit Vermessenheit Hand an diese Geschichte gelegt, und sich als Unterwaldner doppelt schwer mit seinem Machwerk an Unterwalden versündigt. Nach ihm ist der hochtragische Heldenkampf „mehr durch fanatischen Stolz und Unsinn, als „reine Religions- und Vaterlandsliebe veranlaßt." (Businger II. 442.) Damit zeichnet er sich genügend und stellt sich auf die Seite der großen Zahl Derjenigen, die im Wahne befangen sind auf den Sieg der Parthei, der sie angehören, größern Werth legen zu müssen als auf die vaterländische Ehre. Die That wird nach dem Erfolge gemessen und beurtheilt; ein trauriger, kein ehrender Maaßstab. Was würden diese Schmeichler des Erfolges wohl gesagt haben, wenn an jenem 9. Sept. Morgens um 10 Uhr, als die Franzosen auf allen Punkten in den für sie allein mörderischen Gefechten zurückgeschlagen waren, die so sicher verheißenen tausend Urner Scharfschützen plötzlich auf dem Allwege erschienen wären? Gegen eine solche frische Schaar hätten die, nach der Verwundung des General Delpoint bereits

entmuthigten Franzosen nicht mehr Stand gehalten. Und wenn nun der Sieg den Heldenmuth gekrönt hätte? Ja dann würden die Lobposaunen laut genug getönt haben! — So aber hat nicht der Sieg, sondern der Tod die Helden gekrönt, und sie heißen nun Fanatiker und Unsinnige. Ich kann leider auch Herrn von Tillier in diesem Punkte in keine höhere Klasse als die eben Genannten einreihen.

Eine gerechte Anerkennung Nidwaldens mußte freilich für Viele ein indirektes Bekenntniß eigener Schuld werden. Je höher die That im Lichte steht, desto mehr konnte darin für Andere ein gerechter Vorwurf liegen. Doch was mitbetheiligten Zeitgenossen allenfalls hingehen mag, das darf sich die Geschichtschreibung nicht zu schulden kommen lassen: sie darf nicht Grau in Grau malen, nach künstlichen Durchschnitten suchen wollen, um alle Partheien zufrieden zu stellen, wie es die Diplomaten zu thun gewohnt sind. Der Geschichtschreiber muß höher stehen; mit fester Hand muß er den Griffel führen, und stets des Wortes eingedenk sein: „Du sollst nicht falsch Zeugniß reden.“ Es wäre etwas Verdienstliches für unsern Verein, wenn derselbe ein gediegenes Geschichtswerk über diesen Freiheitskampf veranlassen, und damit den Enkeln Winkelried's ein Denkmal setzen würde. Alle Spuren des tragischen Ereignisses sind nunmehr glücklicherweise im schönen Lande wieder verwischt, aber alle Erinnerungen an die denkwürdige That müssen bleiben. Noch ist es Zeit. Noch lassen sich auch mit Hülfe der lebendigen Erinnerungen die geschriebenen Dokumente controliren; es kömmt nur darauf an, meine Herren, daß wir die mündlichen Berichte und die geschriebenen Akten über jene Tage sammeln und bekannt werden lassen, so haben wir dann das Material für die geschichtliche Darstellung bald beisammen.

Ich möchte heute einen kleinen Beitrag dazu liefern, indem ich Ihnen etwas aus den Erlebnissen Paul Stygers, während jener Septembertage mittheile. Derselbe berichtet Schritt vor Schritt, obwohl hie und da nicht ohne einige soldatische Ruhmredigkeit, was er selbst gesehen, und wie und wo er sich an den Ereignissen und am Kampfe persönlich betheiligt hat. Das Lesen dieser eigenhändigen Papiere des vielgeschmäheten und verläumdeten Ordensgeistlichen, der in den blutigen Freiheitskämpfen von 1798—1799 mit heldenmüthiger Todesverachtung wohl zwanzig-

mal Blut und Leben gewagt, hat in mir eine lebendige Theilnahme hervorgerufen. Aus Pflicht als Feldgeistlicher, vielleicht auch aus Neigung, ganz gewiß aber aus wahrhaftem Freiheitsgefühle in die Bewegungen jener Zeit hineingerissen, sehen wir in ihm bald den rauhen, beinahe harten Mann, der selbst, gegen alle Standessitte, Stutzer und Kanone, trotz dem geübtesten Scharfschützen und Kanonier handhabt, was freilich nicht geschehen konnte ohne seinem priesterlichen Charakter Eintrag zu thun; und was sich bitter gerächt hat in seinem spätern Leben, in das er leider auch vielfache Unsitten und Rohheiten des Feld- und Lagerlebens mit hinüber genommen hatte. — Dann wieder erscheint er uns weichherzig und fast zart und milde, wie nach der, durch Korsakow's Leichtsinn verlornen Schlacht von Zürich, wenn es sich darum handelt, die armen Kranken des Feldlazareths in Sicherheit zu bringen, oder seine zahlreichen geflüchteten Schwyzer-Landsleute zu unterstützen; und wiederum verbindet er Heldenmuth und Weichherzigkeit miteinander, wie dort bei Wallenstadt, wo er mitten im feindlichen Kugelregen die Verwundeten tröstet und pflegt; oder wenn er, als seinen Leuten die Munition ausgegangen, unerschrocken „etwelche hundert Patronen bei den Kaiserlichen auftreibt," und sie seinen Schweizern bringt, und als dann die Kämpfenden um Gottes willen um Wasser bitten, sogleich mit vier leeren Flaschen, zwischen zwei Feuern, zum See läuft. Indem er eben die vierte Flasche füllen will, puff! da flog eine Kugel durch dieselbe, und vor und neben und hinter mir schlugen Kugeln die Menge in den See. Da flog ich aber mit meinen Flaschen zurück zu meinen braven Kämpfern, und ich konnte sogleich drei derselben, die eben, während ich das Wasser holte, blessirt worden waren, damit laben und alsdann wegschleppen." Solche Züge kommen in Menge in seinen Aufzeichnungen vor. Dann wieder ist er der beredte Volksprediger. In Uri hat er vor der improvisirten Landsgemeinde die Lage der inneren Schweiz auseinander zu setzen; er thut es mit klaren Worten, in kräftigen Zügen. „Da ließ ich," so sagt er, „keine gekünstelte Beredtsamkeit zum Vorscheine kommen, sondern zeigte ihnen ganz natürlich wie sie sich retten könnten, und die Pflicht hätten nach Möglichkeit das Ihrige zu thun. Da ließ ich Christ und Tell und Schweizer und Familienvater auftreten, und rief Jedem bei

Verlust seiner Seligkeit, zur standesgemäßen Pflichterfüllung auf." Ueber die Vielseitigkeit seiner Verwendung sagt er selbst: „Aus Mangel an Leuten zu den verschiedenen militärischen Fächern war ich bald Staabsfourier, bald Schreiber, bald Feldpater, kurz allerhand." Dann wieder: „Tag und Nacht mußte ich mit der Feder arbeiten, weil unser Oberst nicht deutsch schreiben konnte."

Im Muothathal, wo er auf die Oberin des Klosters, eine französische Luzernerin, wie er sie nennt, gar übel zu sprechen ist, muß er sich sogar im Metzgerhandwerk versuchen. Mit Vorliebe hebt er jedoch sein Talent als Scharfschütze und Kanonier hervor.

Es war bei Lustenau am Rhein, wo sich die Schweizer im österreichischen Heere und die Franken in der Schweiz einander gegenüber standen. „Ich sah, daß die Artillerie der Franken mit der kaiserlichen nicht von ferne zu vergleichen ist. Hauptmann Wagner, der ehedem in der Artillerie auch kundig war, richtete eine Haubitze auf die Batterie der Franken; ich sah nur oberflächlich darüber hin und sagte, die Granate werde zu kurz fallen." — „Was wird denn ein Kapuziner von der Artillerie verstehen?" sagte er kurz, und brannte los. Wie ich gesagt, so geschah es: über hundert Schritt unterhalb der Schanze sprang die Granate. „Nun, Paul," sagte Wagner, „jetzt mußt du auch eine richten." Ich that es und feuerte selbst los. Der Lieutenant und Hauptmann lachten, weil sie glaubten, der Schuß sei viel zu hoch. Aber die Granate fiel und zersprang mitten in der feindlichen Batterie, tödtete zwei Männer und blessirte fünf. Daß sie richtig mußte um sich gegriffen haben, merkten wir an dem Lärmen und Auseinanderspringen in der Batterie. Der Hauptmann Wagner stieg nun auf den Wall, und rief den Franken zu: „Den Apfel hat euch der Pater Paul Styger geschickt."

Mit den Offizieren steht Paul Styger stets in vertrautem Verkehr, doch scheinen die Oberoffiziere manchmal ihre Plage mit ihm gehabt zu haben. In jenem oben angeführten Treffen bei Wallenstadt hatte der Höchstkommandirende, ein österreichischer Uhlanen Obrist-Lieutenant, Befehl gegeben nicht zu schießen bis er Ordre sende. Er stand rücklings auf der Anhöhe der Drehscheibe bei einem alten zusammengestürzten Schlosse, wo er unsere Gefahr, umgangen zu werden, nicht sehen konnte. Bis zweimal lief ich, vom Hauptmanne geschickt, zu ihm hin, aber immer hieß es: „Nein! es ist

noch keine Gefahr." Darüber unwillig, sagte endlich Grenadier-Hauptmann Walter zu mir: „Du bist ein Kapuziner, schieß du zuerst, so können wir dann fortfeuern; mit dir, als Kapuziner, können sie doch nichts anfangen. Ich brannte nun das Gewehr eines Grenadiers auf einen voraussstehenden, fränkischen Schützen, der wacker auf uns zufeuerte, los, und richtig und mit Erfolg; denn dieser hinkte alsbald mit seiner Flinte dem Ufer des Sees zu, und beunruhigte uns nicht weiter." Auf solche Weise erzählt er immer mit frischer Anschaulichkeit, und zeichnet dabei sich selbst auf's Treffendste.

Ich muß mich hier auf den Theil von Paul Stygers Erlebnissen beschränken, der unmittelbar auf die Septembertage in Unterwalden Bezug hat. Vorher nur noch ein paar Worte über die damalige Lage der Schweiz.

Vier Siegesjahre der Franzosen und der Frieden von Campo-Formio hatten die europäischen Mächte gezwungen, die französische Republik anzuerkennen; diese umgab sich nun mit Republiken nach ihrem Muster, und die Schweiz war mit inbegriffen in diesem Systeme, weshalb sie im genannten Friedensvertrage nicht gewährleistet worden war. Verbesserungen in den politischen und bürgerlichen Verhältnissen waren im Lande selbst längst ein erkanntes und gefühltes Bedürfniß; jetzt aber mußten Mißbräuche in den aristokratischen Kantonen und in den demokratischen Ländern den Franzosen zum Vorwande dienen, um die Schweiz anzugreifen und sich ihrer zu bemächtigen, was ihnen durch Einverständniß im Lande selbst fast aller Orten erleichtert ward. Es war in jener verhängnißvollen Zeit ein Unglück, daß viele sonst gute und edle Männer nur für Fremdes schwärmten und die einheimischen Güter gering achteten; daß sie ihre Vorurtheile und Leidenschaften für Grundsätze hielten, denen selbst die Freiheit und Selbstständigkeit des Vaterlandes geopfert werden müsse. Diese wurden die eifrigen Werkzeuge der französischen Politik. Im Beginne des Jahres 1798 hielt das französische Direktorium Alles für reif, um seinen großartigen Raubzug gegen die Schweiz zu beginnen. Im Staatsschatze der aristokratischen Kantone lagen schöne Ersparnisse an baarem Gelde, die katholischen Kantone besaßen reiches Kirchengut, und die Bevölkerung lebte durchgängig in glücklichem Wohlstande. Einer solchen Beute wollten sich die französischen Direktoren je eher je lieber bemächtigen: zu dem kam

noch die strategisch für sie so wichtige Lage der Schweiz, und so ward die militärische Besetzung und Plünderung des Landes beschlossen, ehe Jemand im Lande selbst es ahnete. Das Schicksal von Belgien, Holland und Venedig war in Paris gleich anfänglich auch für die Schweiz dekretirt. Bern ward zuerst durch seine Patrioten an die fremden Plünderer verrathen; und als ein Heer von 15,000 Mann an seine Gränzen rückte, hatte der große Rath die Schwäche, seine Verfassung sogleich aufzugeben. Diesem Beispiele folgten rasch nacheinander die Kantone Solothurn, Freiburg, Luzern, Zürich. Unterhändler, die mit französisch Gesinnten im Lande in Beziehung traten, wußten theils durch glänzende Vorspiegelungen, theils durch Drohungen und Einschüchterung einen Kanton nach dem andern zu gewinnen. Rewbel, der Schwager Rapinats, erklärte mit frecher Offenheit, die Schweiz sei eine Schüssel voll kleiner Pasteten, die man eine nach der andern essen müsse. Als nun neben General Brüne auch noch Schauenburg mit einem zweiten Armeekorps in die Schweiz einrückte, ward die von Zunftmeister Peter Ochs von Basel nach französischem Muster gemachte, in Paris zur Genehmigung demüthig vorgelegte Einheitsverfassung der Schweiz eingeführt: Die Kantone sollten Departemente der Schweiz, wie die Schweiz selbst thatsächlich ein Departement von Frankreich werden. Sitz der helvetischen Centralregierung ward Aarau. Die Behörden in der Schweiz hatten von jetzt an von den Pariseragenten eine Behandlung zu erdulden, die sich kaum ein Bureau-Commis gefallen lassen würde. Am 20. März schrieb der französische Geschäftsträger Mengeaud an die provisorische Regierung von Luzern, welches Miene machte im raschen Demoliren seiner Zustände ein wenig Einhalt zu thun, einen Brief voll bitterer Vorwürfe darüber, und zum Schlusse hieß es in demselben: „Ich soll es euch nicht verhehlen, daß die fränkische „Regierung mit Vergnügen diejenigen Kantone auszeichnen wird, „welche zuerst die für die Schweiz vorgeschlagene Konstitutions„akte werden angenommen haben. Ich lade euch also ein, durch „eine baldige Annahme die Zögerungen wieder gut zu machen, „welche ihr euch gegenwärtig vorzuwerfen habt.“ [1]) In diesem

[1]) Der Brief ist aus Basel vom (30. Ventose) 20. März datirt. Der Ton des ganzen Schreibens, von dem ich hier nichts weiter anführen mag, muß empörend gewesen sein für Männer, die bis dahin die Freiheit gekannt und das Gefühl dafür bewahrt hatten.

Schreiben behandelt Mengeaud die Herren der doch so unterwürfigen Luzerner-Regierung wie Buben, die nur gezwungen ihre Pflicht thun. Ich bitte um Verzeihung, wenn ich hier daran erinnere, aber es schien mir nöthig, um die Lage zu bezeichnen, in welcher sich bereits damals die unterjochten Kantone, Frankreich gegenüber, befanden .Und leider verdienten die helvetisch und französisch gewordenen Regierungen eine solche unwürdige Behandlung im vollen Maaße. Das helvetische Direktorium in Aarau erscheint ganz und gar in französischer Bedienten Livree, wenigstens in der traurigsten Periode seines traurigen Daseins, bis zur Umgestaltung im Anfange des Jahres 1800. Nicht einmal der Schein von Freiheit war gerettet, und man begreift nicht, wie es möglich war, daß sich auch jetzt noch so Viele über die Absichten der Franzosen täuschen konnten. Die inneren Kantone, die schlichten Landleute täuschten sich nicht. Sie waren empört über die schmachvolle Behandlung des Landes; das französische Büchlein, wie sie die neue Verfassung mit Recht nannten, war ihnen ein Gräuel. Dazu kam noch die damals offiziel erklärte Gottlosigkeit der fremden Unterdrücker. Weil die Landleute es ernst nahmen mit Religion und Freiheit, so erhoben sie sich nun für Gott und Vaterland, oder, wie wir heute zu sagen pflegen, für ihre religiöse und politische Freiheit; waren sie es ja allein, die jetzt in der Schweiz noch vaterländischen Sinn und Freiheitsgefühl bewahrten. So stand es damals. Jedenfalls ist dies der Gesichtspunkt, aus welchem die Unterwaldner, um hier nur von diesen zu reden, die Lage des Landes betrachteten und aus welchem sie in ihrem Freiheitskampfe handelten.

Als am Ende auch die übrigen Kantone nachgegeben hatten, brachte Nidwalden ebenfalls dem Frieden ein großes Opfer; es ließ sich die tödtlich verhaßte helvetische Verfassung gefallen. Erst als sie förmlich zu dem aufgedrungenen französischen Machwerk schwören sollten, da brach der Zorn los unter den Landleuten von Nidwalden, die nicht anders als in freier Luft athmen konnten. Die Geistlichkeit in ihrer Mehrzahl war darin Eines Sinnes mit dem Volke; in wie weit ihr Eifer in allen einzelnen Punkten immer ein geregelter war, kann ich hier nicht untersuchen; jedenfalls war ihre Gesinnung echt und treu: sie haßten die Unterdrückung und wollten die Freiheit. Andere, sowohl geist-

liche als weltliche Herren, suchten die Bewegung mit allen möglichen Gründen der Klugheit niederzuhalten; aber ihre klugen und wohlgemeinten Erwägungen wurden um so eher von der lauten Begeisterung übertönt, als denn doch im Grunde auch Sophismen der Feigheit dabei gebraucht wurden. Irgend ein wohlmeinender, ruhig abwägender Freund Arnolds v. Winkelried hätte etwa mit ganz ähnlichen Vorstellungen zu dem Helden hintreten können. Ich weiß nicht, ob dieser ihn in seiner durch Begeisterung gehöheten Stimmung auch nur verstanden haben würde, denn Begeisterung und kalte Klugheit reden nicht dieselbe Sprache. So gieng es jetzt. Zudem, meine Herren! Noblesse oblige. Das Andenken an den Ahnherrn legt den Enkeln Verpflichtungen auf, zu denen Andere sich gar wohl nicht berufen fühlen können. „Siegen wir auch nicht — das war der bewegende Gedanke — so ist es doch besser in der Hand Gottes für seine heilige Religion und das Vaterland ein Opfer zu werden, als in der Hand der Gottes- und Menschenfeinde wegen einer abenteuerlichen Konstitution zu verderben.“ [1])

Das Unternehmen war übrigens weder gar so tollkühn, noch auch die Hoffnung auf Erfolg gar so chimärisch. Ganz kurz vorher, im Monat Mai, hatte Schwyz gezeigt, was ein Häuflein Helden, von einem Helden geführt, vollbringen kann. Der kleine Kanton hatte, auf seine eigene Kraft beschränkt, den Kampf mit der Macht aufgenommen, vor welcher Europa zitterte, vor der die äußeren, großen Kantone im Staube lagen; die kampfgeübtesten sieggewohntesten Truppen Europa's sahen mit Ehrfurcht hin auf die Männer, Weiber und Hirtenknaben, die am Rothenthurm und Morgarten die Sieger besiegt hatten, in der Gluth einer Begeisterung, die sich an jenem Handschlage auf Tod und Leben entzündet, den Reding dort gegeben und empfangen hatte. [2])

Das Direktorium in Aarau bestand auf der Eidesleistung, im August 1798; und so sah sich denn Nidwalden nach Führern um, weil es im Lande selbst keine fand, und rüstete unterdeß. Nun forderte das helvetische Direktorium selbst den französischen

---

[1]) Landsgemeinde vom 29. August.

[2]) Landeshauptmann Aloys Reding v. Biberegg wurde geboren den 6. März 1765. † den 5. Hornung 1818.

General Schauenburg auf, die Nidwaldner mit Gewalt zur Unterwerfung zu zwingen; französische Militärs selbst nannten diesen Feldzug nach Nidwalden l'expédition infame [1]); es sind dies dieselben Helvetier in Aarau, die am Tage nach dem Blutbade in Stanz den General Schauenburg bitten, den französischen Freiheitsbaum auf dem Grabe der Freiheit, an der Stätte der verbrannten Winkelried's Kapelle aufzupflanzen; dieselben helvetischen Räthe, die am 20. September, als die furchtbare Kunde von dem ungeheuren Kampfe und dem glorreichen Untergange Nidwaldens, die Kunde von den verübten Gräueln und Schandthaten der Franzosen mit allen ihren Einzelnheiten, zu ihrer Kenntniß gelangt war, das Dekret erließen: „Die französische Armee und der Bürger Schauenburg haben sich um die helvetische Republik wohl „verdient gemacht"; dieselben Regenten in Aarau, die die unglaubliche Taktlosigkeit hatten, dem französischen Feldherrn den Ertrag einer Brandschatzung in Schwyz als Lohn dafür anzubieten, daß er das letzte Asyl der Freiheit in Nidwalden entweiht. Sie wissen, meine Herren! daß Schauenburg, viel edler als diese unwürdigen Hüter der Schweizerehre und der vaterländischen Interessen, das Blutgeld mit der Weisung ablehnte, sie sollten diese Summe an die verunglückten Nidwaldner vertheilen.

Es ist begreiflich, wie solche Menschen, die die Schande drückte welche sie während dieser französischen Herrschaft wie glühende Kohlen auf ihr Haupt gesammelt haben, nun alle möglichen Sophismen ersannen, um die That der Nidwaldner im verkehrten Lichte darzustellen und den klaren Einblick in die Geschichte zu trüben; und es ist ihnen damit bisher nur allzugut gelungen.

Solche Gesinnungen waren auch durchaus die herrschenden in den helvetischen Räthen, [2]) und gegen dies Uebermaaß von

---

[1]) Ruinen von Unterwalden von Meyer, S. 6. Zürich 1801.

[2]) Im großen Rathe am 19. September sprach sich einzig Escher, im Senate einzig Karl v. Reding bestimmt und mit Entrüstung gegen die Verdiensterklärung Schauenburgs und der Franzosen aus. Escher sagte unter Anderm: „Auch ich ehre den Muth, womit die fränkische Armee den Aufstand unterdrückt hat; .... aber so sehr ich diesen Muth ehre, eben so sehr verabscheue ich diese unmenschlichen Grausamkeiten, welche unmittelbare Folge des Sieges waren, und nie werde ich dazu meine Stimme geben, daß man von einer Armee erkläre, sie habe sich um unser Vaterland verdient gemacht, wenn sie solche Gräuelthaten verübte, wie in Unterwalden vorgefallen sind."

feiger Niederträchtigkeit und unglaublichem Knechtssinne hielt Nidwalden das Banner der Freiheit hoch. Paul Styger, welcher z'irnend ausruft: „Armes Vaterland! das Ehrenkleid der Frei„heit haben diese Schurken dir vom Leibe gerissen, und die Fes„seln der Knechtschaft sollen nun deine Blöße decken," stand zu diesem Banner. Ich lasse ihn jetzt selbst reden, doch erlaube ich mir vorher noch eine Bemerkung, die sich auf seine rückhaltslose Ausdrucksweise bezieht. In solchen aufgeregten Zeiten äußern sich die Gefühle überhaupt viel gewaltsamer, man ist eben nicht wählig in Ausdrücken, und die derbsten sind die willkommensten. Nach Naturell, Gefühl und Bildungsstufe zwar verschieden, ist doch Energie immer die Hauptsache. Beispielsweise erinnere ich hier an die Schlußscene der letzten Großrathssitzung des alten Bern. Diese Behörde hatte sich am 4. März in Folge eines Ultimatums

---

Nach Escher redet Nuce. Er kennt keine Strafe, die zu strenge wäre für die Feinde der Freiheit. Von den begangenen Grausamkeiten will er schweigen, „indem uns das Direktorium keinen Bericht von den vorgefallenen Grausamkeiten mittheilt, und wir also auch keine kennen." Also nicht einmal von so öffentlichen Thatsachen wagen diese helvetischen Freiheitsmänner Notiz zu nehmen und mit eigenen Augen zu sehen, wenn das Direktorium will, daß man nichts sehen solle.—Darauf nimmt Suter in folgendem parlamentarisch elegischem Ergusse das Wort: „Es ist schmerzlich, wenn die sanfte, friedliche Göttin der Freiheit mit Blut bespritzt wird, sie, die so einfach, so rein, wie das Licht der Vernunft uns entgegen glänzt. Es ist doppelt schmerzlich, wenn gute, verirrte Brüder, indem sie glauben für sie zu fechten, als Schlachtopfer ihrer zu abergläubischen Einfalt und des Fanatismus fallen, geopfert von selbstsüchtigen, meineidigen Pfaffen, unter dem betrügerischen Scheine von Religion, die sie entweihen. Wie und warum dies geschah und geschehen konnte? Ich ziehe einen Schleier darum (sic). Genug sei es, zu sagen, daß sehr oft Wahrheit, Freiheit und Glück von Nationen, über Hügel von Leichen erreicht werden müssen, so traurig es auch ist. Wir hätten freilich Alle gewünscht, daß diese verirrten und verführten Menschen durch sanftere Bande und Mittel hätten gewonnen werden können: es scheint, es habe nicht so sein müssen — und ich schweige... Ich stimme gänzlich dem Vorschlage des Bürgers Cartier und des Direktoriums bei, und verlange auch, daß wir dekretiren sollen, „die fränkische Armee hätte sich um's Vaterland verdient gemacht." Und so stimmt, Einer nach dem Andern, dieser ganze, nach Oben knechtisch unterwürfige, nach Unten despotisch tyrannische Haufen des helvetischen großen Rathes von Anno 1798. *)

*) Sitzungsprotokoll vom 19. Sept. im Republikaner.

von General Brüne, entschlossen sich selbst aufzulösen. Alle Mitglieder waren wehmüthig ergriffen, denn der Senat, der sich jetzt auflöste, hatte seit Jahrhunderten, allerdings nicht fehlerfrei, doch im Ganzen würdevoll an der Spitze der Republik gestanden. Der ehrwürdige Schultheiß Friedrich von Steiger hatte den Antrag für Auflösung der Behörde mit dem ganzen Gewichte seiner Autorität und der ganzen Kraft seines Talentes bekämpft; dennoch wird der Antrag angenommen. Da drängt der greise Vorstand der untergehenden Republik seine Gefühle gewaltsam in die Brust zurück; und als er sich würdevoll und ruhig vom Schultheißenstuhle erhebt, steht die ganze Versammlung auf, um in Ehrfurcht die letzten Worte ihres langjährigen Führers zu vernehmen. Aber kein Wort kommt mehr über die Lippen des Schultheißen von Bern. Schweigend durchschreitet er die lautlosen Reihen des Senats. An der Schwelle des Portals wendet er sich noch einmal um, und wirft einen Blick voll tiefer Verachtung auf die Versammlung, die so feigherzig sich selbst aufgegeben hatte. Das ist im großen Style gehandelt; aber es ist eben nicht Jedermann gegeben, so groß und edel zu reden und zu handeln als Schultheiß Friedrich von Steiger. Unser Paul Styger ist viel derber, viel weniger klassisch. Aber seine Derbheiten sind doch eben so tüchtig, eben so wacker und brav gemeint; sei es, daß er „fuchsteufelswild" wird, wenn ein P. Loretan seine Blessirten im Stiche läßt, oder wenn ihm bei dem Gedanken an die „helvetischen Franzosen", die das Vaterland an die Feinde verrathen, die Galle überläuft, und er sich nun in bitteren manchmal rohen Worten Luft macht. Ich gebe ihn wie er ist, nur ändere ich hie und da seine Satzbildung, und lasse Weitschweifiges weg, und Solches, was ohne Nutzen, wie ohne Noth und ohne Dank Andere nur verletzen könnte.

Um Mitte August ist Paul Styger im Kapuzinerkloster zu Feldkirch, wohin er sich gegen Mitte Mai von Schwyz aus begeben hatte, und wo er, bei der lebendigsten Theilnahme für die Dinge in der Schweiz, im Predigen und in der Seelsorge in der Stadt und Umgegend behülflich ist.

„Endlich," so lassen wir Paul Styger selbst reden, „kam es in Unterwalden wegen Abforderung des Bürgereides auf die Ochsische Konstitution so weit, daß die guten Unterwaldner lieber ihren letzten Blutstropfen vergießen, als durch Annahme derselben

untreu an ihrem Vaterlande und an ihrer Religion werden wollten. Sie hatten keine rechten Anführer und Offiziere, und schickten deshalb einen Expressen mit Briefen an mich, damit ich ihnen in aller Eile sechs kaiserliche Offiziere und sechs Kanoniere auswirken möchte. Sie schilderten mir ihre Lage umständlich, und ich konnte ihre von Muth beseelte Entschlossenheit nicht genug bewundern. Unverweilt eilte ich mit dem Boten nach Bregenz, zu dem für die Schweizer sehr eingenommenen, im Vorarlberg kommandirenden General Aufenberg. Kaum hatten wir ihm von dem Auftrage Kenntniß gegeben, so fuhr er selbst zu Seiner Excellenz Herrn General Feldmarschall Lieutenant Baron von Hotz nach Wangen, wohin ich ihn begleiten durfte. Er eröffnete ihm sogleich die ganze Lage Unterwaldens. Leider war der Termin des abgeschlossenen Waffenstillstandes noch nicht abgelaufen; darum hieß es: Schicken wir ihnen die sechs Offiziere und Kanoniere, so sind wir es, die die Feindseligkeiten anfangen, und dazu sind wir nicht bevollmächtigt. So wurden denn Zwei aus der Schweiz, die ich nicht nenne, für Uebernahme des Kommando in Vorschlag gebracht. Allein als man ihnen den wichtigen Antrag machte, stellten sie ihrerseits dabei die Bedingung, daß sie österreichischerseits mit Mannschaft unterstützt würden, was, wie gesagt, nicht geschehen konnte. So wollte sich denn Niemand zu dem wichtigen Schritte verstehen; denn es war augenscheinlich, daß sich die guten Unterwaldner auf die Länge nicht gegen eine solche Uebermacht würden halten können. Was war zu thun? Die beiden Generäle waren der Ansicht, daß man dem guten Volke mit Rath und so viel wie möglich auch mit That an die Hand gehen müsse. Aber Wen nach Unterwalden schicken, um ihnen Rath zu bringen? Die Wahl fiel auf mich, und ich erhielt in Gegenwart des Unterwaldner Abgesandten meine Instruktion. Dieselbe lautete: „„Sie verfügen sich schleunigst nach Unterwalden, und trachten zu verhindern, daß es nicht zum Schlagen komme. Oder, wenn es doch dazu kommen sollte, daß nur die Gränzen des Landes behauptet werden, oder daß durch eine Uebereinkunft die Sache bis auf einen schicklichen Zeitpunkt hinausgeschoben werde. Ihren Landsleuten können Sie mit Bestimmtheit sagen, daß wir sie hinreichend mit Munition und Geld versehen, und wenn der Waffenstillstand zu Ende sein wird und

die Feindseligkeiten mit Frankreich wieder anfangen, wir sie aus allen Kräften mit unsrer Armee unterstützen und ihnen die Hände bieten werden.""

„Auf Anrathen der Herren Generäle zog ich in Feldkirch im Kapuzinerkloster am 26. August Abends um 4 Uhr den Habit aus. Als Jäger gekleidet, damit ich nicht so leicht erkannt würde, trat ich mit Paß vom Kommandirenden um 6 Uhr meine bedenkliche und schwere Reise an. Um 10 Uhr Nachts traf ich in Balzers ein, von wo ich dann unter Bedeckung von drei Dragonern nach Reichenau geführt wurde; weiterhin war kein Wagen zu brauchen, weil die Straßen gar zu schlecht und unbrauchbar sind. In ganz Bündten war ich bei allen französisch Gesinnten als Kapuziner vom Fuß bis zum Bart und darüber, genau beschrieben. Der, welcher mich todt oder lebendig einliefern würde, sollte ein Douceur von 200 Louisd'or erhalten. Am 27. gegen 8 Uhr Abends kamen wir müde und mit wunden Füßen nach Trons; am folgenden Morgen gingen wir nach Disentis. Der Fürst empfing mich sehr freundlich und sagte, daß eben heute, am 28. in Tawetsch eine Versammlung von allen Ausschüssen und Vorgesetzten des Bundes gehalten werde, an der entschieden werden solle, ob die Waffen gegen die Franken gebraucht, oder die Ochsi'che Konstitution angenommen werden solle. Nach Tisch verließen wir das Kloster wieder, und als wir kaum zwei Stunden von demselben entfernt waren, begegneten uns schon Deputirte an den Fürsten mit dem Berichte, daß allgemein beschlossen sei, sich lieber bis auf den letzten Mann niedermachen zu lassen als die französische Konstitution anzunehmen. Ich ermunterte die braven Männer, und theilte ihnen den Zweck meiner Reise mit.

„In Tawetsch besuchten wir nach Anweisung des Hochwürdigsten Herrn Fürsten den Landammann, bei welchem wir uns nach dem nächsten Wege über das Gebirge nach Steg, im Kanton Uri, erkundigen sollten. Dieser gute, biedere Mann führte uns selbst einen Weg, den nicht viele in seiner Gemeinde kannten; wir hatten schon die Höhe des Berges, eine Strecke von vier Stunden, erstiegen, als ein so dichter Nebel fiel, daß unser Führer sich nicht weiter zu gehen getraute. Wir kehrten wieder um und waren glücklich genug, an den gefährlichen Stellen noch unsere Fußstapfen wiederzufinden, und gelangten in denselben Abends

um 11 Uhr, mit unserm guten Führer wieder in seinem Hause an; also nach einem vergeblichen Marsche von 8 Stunden. Am andern Morgen frühe, am 29. August, gingen wir über den Kreuzle-Berg gegen Steg, wo wir bei sieben Stunden Weges kein Haus antrafen; der hohe steile Berg war tief mit Schnee bedeckt. Um 4 Uhr Abends erreichten wir Steg. So sehr wir die Kälte auf dem Berge empfunden hatten, eben so empfindlich fühlten wir jetzt die Hitze im Thale. Wir fanden bei einem Freunde gastliche Aufnahme, der uns vor den Altörfern warnte. Derselbe verschaffte uns einen Wagen mit Stroh, auf dem wir, wie Kranke eingehüllt, zwischen Tag und Nacht durch Altorf gegen Flüelen zu fahren konnten. Wir lagen auf unserm Wagen wie schwer Kranke, und mich wundert nur, daß das Volk im Flecken, das zahlreich um uns stand, uns nicht eine Herberge in ihrem Spitale anwies; denn das Lob muß ich den kleinen Kantonen unparteiisch geben, daß ihre Spitäler für Fremde besser als für die Einheimischen eingerichtet sind.

„Kaum befanden wir uns wieder außer Altorf, so waren wir Beide gesund. In Flüelen kehrten wir bei Herrn Zeller ein, einem eifrigen französischen Patrioten. Ich war nahe daran, erkannt zu werden. Eine seiner Töchter meinte, mich schon mehr gesehen zu haben. Ja! mag wohl sein, antwortete ich scherzend, gewiß aber nicht in der Kirche. An einem andern Tische waren Luzerner Schiffleute, die über die Unterwaldner loszogen, wogegen Andere für dieselben Parthei nahmen. Mir war's dabei nicht wohl zu Muthe. Ich vernahm, daß die Schiffleute noch diese Nacht nach Luzern abfahren wollten; und so accordirte ich mit ihnen bis nach Treib, wo wir um 3 Uhr Morgens am 30. August anlangten, und ich mich geborgen achten konnte. Dort traf ich einen Freund, Johannes Huser an, der leider meinetwegen von der helvetischen Regierung später viel zu leiden gehabt, in den Gefängnissen herumgeschleppt, und an Geld gestraft worden ist. [1]) Einmal sogar glaubte man, daß er die Freundschaft mit

---

[1]) Dieser Johannes Huser, von Seelisberg, war nur unter dem Namen „Fürsprech Huser" bekannt. Früher war er Wirth bei Maria Sonnenberg, zur Zeit, als Styger landete, Wirth an der Treib. In Folge der politischen Gesinnungen wurde Huser selbst in seiner eigenen Gemeinde ver-

mir und die Anhänglichkeit an die guten Unterwaldner mit seinem Kopfe werde bezahlen müssen. Was dieser biedere Mann für Unterwalden gethan und ausgestanden hat, kann nie genug belohnt werden. Dieser liebe Freund führte uns selbst nach Beckenried, wo ich den Hochw. Herrn Pfarrer Käsli überraschte, den ich bis dahin nie gesehen hatte. Wir machten ihn mit der ganzen Lage von Seiten Oestreichs und mit den Aufträgen von Hotze und Aufmberg bekannt; auch über die zu treffenden Anstalten und Maaßregeln unterhielten wir uns."

Die Nidwaldner hatten unterdeß Abgeordnete nach Aarau geschickt, um ihre Klagen und Verweigerungsgründe beim Direktorium vorzubringen. Dies weigerte sich aber dieselben anzuhören und ließ ihnen durch seinen Präsidenten sagen, daß es mit keinen Rebellen unterhandle. Darauf ward der Distrikt Stanz durch Dekret vom 27. nochmals aufgefordert bis zum 30. August den Eid zu leisten, und als Garantie für seine Unterwerfung sieben Häupter der Bewegung, darunter drei Geistliche, auszuliefern. Als die Abgeordneten mit diesem Bescheide zurückkamen, ward am 29. August in Nidwalden eine Landsgemeinde gehalten, und das Resultat der Sendung dem Volke bekannt gemacht. Das empörte Volksgefühl machte sich in lauten Aeußerungen des Unwillens Luft: Krieg und Abwehr bis zum Tode gegen jede auswärtige Einmischung ward einstimmig beschlossen, und ausgesprochen lieber Alles zu wagen als auch nur in eine einzige der von Aarau gestellten Forderungen einzugehen.

---

folgt und von diesem Dienste (an der Treib) verdrängt. Er befehligte als Hauptmann eine Compagnie Freiwilliger von Seelisberg und Erstfelden, welche den Unterwaldnern mit ihrer Schützenfahne zu Hilfe zogen. Nach dem Ueberfalle mußte er sich flüchten. Während einer solchen Abwesenheit fuhr Huser einmal von Sisikon her, wo Oesterreicher lagen, des Nachts auf zwei s. g. Tremeln, auf welche er einen Laden gelegt hatte, mit Hülfe zweier Holzschaufeln, deren er sich als Ruder bediente, nach dem Rütli hinüber, um zu Gunsten der Kaiserlichen die Stellung der Franzosen, welche in Seelisberg und an der Treib lagen, zu erforschen. Die Elemente, welche damals die politische Luft beherrschten, verstießen ihn auch von dem Amte eines Landesfürsprechs, und unser Huser, der bei der Rückkehr in seine Gemeinde noch einige Zeit das Wirthshaus bei der Pfarrkirche bewohnt hatte, zog dann nach Bürgeln, wo er ein Heimwesen kaufte, und am 19. April 1837 sein vielbewegtes Leben endete. (Mittheilung von Herrn Pfarrhelfer Anderhalden.)

Als Hochverräther sollte gelten, wer von jetzt an noch Gegenrede gegen diese einstimmig gefaßten Beschlüsse erhebe. Ein Kriegsrath ward sogleich mit unumschränkter Vollmacht zur Landesvertheidigung gegen die Unterdrücker eingesetzt, die jetzt im Großen trieben, was fünfhundert Jahre früher die österreichischen Landvögte gethan, und die nun schnöder handelten als jene.

So standen die Sachen, als Paul Styger Abends am 29. August in Unterwalden ankam. „Wir verweilten," so fährt er in seiner Erzählung fort, „in Beckenried nicht lange, sondern eilten schnell zum Kriegsrathe, den wir in Stanz auf dem Rathhause versammelt fanden. Der vom Kriegsrathe nach Feldkirch Abgeordnete relatierte getreu, was ihm und mir von Hotze und Aufmberg aufgetragen war; wobei ich Einiges noch deutlicher darlegte, und einige Bemerkungen machte, die mir zur Vertheidigung Unterwaldens wichtig schienen.

„Bereits war Unterwalden von allen Seiten mit Franken umgeben. Die Rengg von Hergiswyl, der gerade Paß von Luzern gegen Alpnach, war den Feinden überlassen worden, von wo aus dieselben ungehinderte Kommunikation mit Obwalden unterhalten konnten. Der Brünig, den fünfzig Mann mit guter Munition gegen 8000 Feinde, oder soviel deren gekommen sein würden, hätten vertheidigen können, war nicht besetzt; denn Obwalden stand leider auf Seite der Ochsischen Konstitution und der Franken; wodurch die guten Unterwaldner in etwas entschuldigt sind. Wäre ich beim Ausbruche des Krieges in Unterwalden gewesen, sicher würden Rengg und Brünig in meine Hände gekommen sein, denn in Obwalden hätten wir für uns sicher mehr als die Hälfte gutgesinnter Bürger erhalten. Der Lotterberg, der mit der Rengg eine Kette ausmacht, und von welchem, wenn er in die Hände der Feinde gefallen wäre, Stanz und Stanzstad in große Gefahr gekommen sein würde, stand im Begriff genommen zu werden. Ein Knabe entdeckte die Arbeiter, die den Bergpfad von Hergiswyl her gangbar machen sollten. Sogleich wurden 80 Mann Scharfschützen zur Vertheidigung des Postens hinbeordert.

„Die Thätlichkeiten hatten bereits auf den Vorposten begonnen. Der Kriegsrath, in welchem sich außer dem Doktor Flüeler nur Landleute befanden, war Tag und Nacht auf dem Rathhause versammelt. Dort fand ich auch Pfarrhelfer Lussi, dessen Ge-

schicklichkeit in allen Geschäften, dessen Klugheit und Scharfsinn bewunderungswürdig ist. Ueberall wurden Vorkehrungen zur Vertheidigung getroffen. Aber der Schatz, die Staats- und Kirchengüter waren von den früheren Beamten in's Ausland geschafft; mit Munition waren wir nur schwach versehen, und doch fand sich binnen kurzer Zeit genug an Allem. Jeder trug an Geld- und Lebensmitteln nach Vermögen bei; man brachte 100, 300, 1000—3000 fl. auf das Rathhaus. Anstatt Blei wurden zinnerne Teller und Kannen gebracht, um Kugeln zu gießen; wieder Andere trugen Käse, Butter u. dgl. herbei; es ist nicht auszusprechen, wie willig und fröhlich sich Alle in Allem zeigten. Jung und Alt, Ledigen und Verheuratheten, Allen war die frohe Vaterlandsliebe lebendig auf die Stirne geschrieben. Knaben von 12—16 Jahren errichteten eine eigene Kompagnie, welche ein junger Flueler und Kaspar Schmitter kommandirten und ihren Dienst trotz Erwachsenen versahen. [1]) Den 2. September predigte ich und hielt Gottesdienst in der Kapelle zu Rohren. Ich stellte den heil. Nikolaus von Flühe, — obwohl ein Obwaldner — den Unterwaldnern als Muster und Vorbild auf.

„Daß die Franken von Tag zu Tag zahlreicher an unsere Gränzen rückten, erfuhren wir durch Kundschafter: die täglichen Neckereien prophezeieten uns einen baldigen Angriff. Wir besserten an den Gränzen gegen Obwalden im Kern-Wald den Verhau und die Brustwehren aus. Auch ließ ich noch einige Schanzen zwischen Ennenmoos und Rohren aufwerfen, um dem Feinde das Vorrücken in etwas zu erschweren, denn als wir die Stärke des Feindes erfuhren, hieß es uns wohl auf der Hut sein. Sechs Tage und Nächte hindurch wurde von der waffenfähigen Mannschaft keiner länger als ein paar Stunden nach Haus gelassen; und auch dann noch mußte er immer den Stutzer bei der Hand haben, um beim ersten Zeichen der Sturmglocke auf dem angewiesenen Posten sein zu können. Jede Nacht machte ich auf den ausgestellten Pikets zu ungewissen Zeiten mit 12 Mann die Patrouille, wobei ich allemal meine guten Leute wachend antraf.

„Im Kriegsrathe wurde einhellig beschlossen, auch Schwyz,

---

[1]) Was seit dem 1. September vorgefallen, berichtet ein Augenzeuge in einem Briefe, der im Revolutions-Almanach von Göttingen zu finden ist.

„Ich stellte ihnen nun sogleich die ganze Lage Unterwaldens vor, so wie die Folgen, die dessen Eroberung für den Kanton Schwyz haben müsse. Darauf zeigte ich wie wir Unterwalden, und zugleich wie sie sich selbst retten könnten. Im Flecken Schwyz und in den übrigen Ortschaften außer Einsiedeln liegen zwischen 3—400, bei Altendorf und Lachen in der March 800 Franzosen; diese müssen bei Nacht am 8. überfallen und entwaffnet werden. Sattel, Rothenthurm, Iberg müssen sich mit den äußern Ortschaften Einsiedelns vereinigen; Morschach, Muothathal, Illgau, die von Ingenbohl, Ibach, Sewen und Steinen den Flecken Schwyz umzingeln, wo denn alle Franzosen und Franzosenfreunde handfest gemacht werden; mit der Bedingung, Niemand, außer er widersetze sich gewaltsam, zu mißhandeln. Der gleichzeitige Angriff soll um 1 Uhr Nachts geschehen; 600 Mann von uns würden die bei Einsiedeln, die übrigen die von Lauerz und Arth, 400 Mann die von Menzingen unterstützt haben.

„In der Versammlung waren zwei zugegen, die dies Unternehmen für unmöglich ansahen; die Uebrigen fielen dem Plane bei. Der Versuch auf Einsiedeln und die March hätte gelingen müssen; am gleichen Tage würde uns Luzern, diesmal leichter als am 29. April, in die Gewalt gerathen, jedenfalls von uns blockirt worden sein, denn bis dorthin würden wir außer den Genannten, wenig Franzosen angetroffen haben; denn wir hätten 4,000 Mann im Felde gehabt: diese in zwei Kolonnen getheilt, die eine über Zug, die zweite über Küßnacht, so wären wir vor Luzern eingetroffen, und die Franken hätten ihren Anschlag auf Unterwalden aufgeben müssen, oder uns im Rücken gehabt. Das war der Operationsplan, den ich entwickelte. Die Berathung dauerte bis gegen 3 Uhr Morgens und zerschlug sich am Ende wegen Uneinigkeit über die Mittel der Ausführung. Ich verließ die Versammlung unter Vorhersagung ihres zukünftigen Unglücks, und machte mich mit Thränen und Wehmuth wieder auf den Weg nach Unterwalden.

„Am Ende hatten jedoch meine trifftigen Gründe und Vorstellungen gewirkt auf die Ausschüsse, die ich den 4 in der Frühe unter lautem Unwillen in Morschach verlassen. Am 7. kam Herr Rathsherr Imling mit noch zwei Deputirten in aller Frühe zu mir mit der Anzeige, daß man bereit sei, einmüthig in meine

Uri, Entlebuch, wie auch die Oberländer aus dem Kanton Bern durch ein Mahnschreiben zur Hülfe aufzurufen. [1]) Diese Proklamation wurde durch treue und sichere Botschafter an alle Orte gesendet. Wie es aber in solchen Dingen zu geschehen pflegt: Jeder scheuet sich vor Uebernahme eines so wichtigen Geschäftes, was auch ich erfuhr. Ich ward vom Kriegsrathe ersucht und gebeten, selbst nach Schwyz zu gehen und die Leute aufzufordern. Wie gefährlich und folgenschwer der Schritt auch für mich sein konnte, willigte ich doch, in meiner waghalsigen Weise in die Bitte meiner lieben Kriegsräthe ein, die mich mit hinreichendem Gelde zu dem Unternehmen unterstützen wollten, was ich aber nicht annahm.

„So verließ ich denn am 3. September Nachmittag, mit Hrn. Rathsherr Imling das Rathhaus in Unterwalden; wir gingen mit noch einigen Andern vom Kanton Schwyz nach der Treib, wo wir uns bis zum Anbruche der Dämmerung verborgen halten mußten. Vorläufig hatte ich in alle Pfarreien des Kantons Schwyz wie auch auf Maria Einsiedeln und Menzingen Citationsbriefe geschickt, daß aus jeder Pfarrei ein Mann im Namen der ganzen Pfarrei den 3. bis Nachts 10 Uhr auf Morschach erscheinen solle. Als wir uns bei eingetretener Dämmerung in Treib einschifften, wüthete der Wind auf dem See in wilder Art, dessenungeachtet wagten wir es, da wir bis an den andern Port nicht weiter als eine gute Viertelstunde hatten. Aber es ging anderthalb Stunden, bis wir das Land erreichen konnten. Mausnaß kamen wir endlich um halb zehn Uhr an's Land, und Schlag zehn Uhr fand ich meine einberufenen Landsleute im Pfarrhofe, wo wir uns brüderlich umarmten.

---

[1]) Die Proklamation schließt mit den Worten: „Fürchtet euch nicht, vertrauet nur fest auf Gott, den Herrn der Heerschaaren, wie unsere frommen Väter und stehet mannlich für seine hl. Religion und das gemeinsame Vaterland, die man zu Grunde richten will. Gott wird uns nicht verlassen. Wir stehen für die gerechte Sache, für seine Ehre und das Seelenheil unserer Nachkommen, die uns ewig fluchen würden, wenn wir Alles so liederlich verließen. Dies, liebe Brüder! haben wir euch um euer Heil und um unsers Heiles willen in aller Aufrichtigkeit, die wahren Schweizern eigen ist, anzeigen wollen. Brüder, seid unsere Brüder! wir sind die euren, und wollen es mit Gottes Beistande immer fröhlich sein."
(Proklamation des versammelten Kriegsraths.)

Vorschläge einzutreten, und daß ich mich mit ihnen auf der Stelle wieder nach Morschach begeben möge. Ich ging also zum zweiten Male. Die Lage in Unterwalden wurde mit jedem Tage drohender. Kaum waren wir auf der Anhöhe von Morschach, so hörten wir von Stanz-Staad herüber ununterbrochenen Kanonendonner; in Unterwalden bis Beckenried und Emetten tönten die Sturmglocken, indem die Franken mit einem Ueberfalle droheten. Von Morschach schickte ich eilends einen Vertrauten nach Schwyz zu Herrn Werner v. Hettlingen, mit der Bitte, derselbe möge sobald als möglich nach Morschach kommen, und rathen was in unserer Lage zu thun wäre. Unterdeß durchtönten Mörser, Böller und Sturmglocken fürchterlich die Gebirge; auch die Pfarrei Selisberg in Uri ließ Sturmläuten und schießen, um den Unterwaldnern ihre Bereitwilligkeit zur Hülfe anzuzeigen. In Morschach stellten sich zum Zuzuge innerhalb einer Stunde bis 70 Mann der besten Scharfschützen. Als Herr v. Hettlingen ankam, meldete er uns, daß unser Plan bereits im Flecken Schwyz bekannt werde, was uns bewog, nur um so desperater zu handeln, da wir doch schon zu schwer gesündigt hatten, um ungestraft bleiben zu können.

„Herr von Hettlingen, mit dem ich mich im Vertrauen unterhielt, rieth uns selbst die Pflicht an, die Miteidgenossen und Brüder zu unterstützen; er selbst durfte sich jedoch dabei jetzt bloß erst im Geheimen betheiligen, da er im Kanton Schwyz selbst an die Spitze der Bewegung treten sollte. Aus der Nähe eilten bereits viele Freiwillige herbei; gegen 2 Uhr erschien der tapfere Augustin Schueler, den ich zum Kommandanten der freiwilligen Schwyzer bestellte; wozu ich ihn jedoch nur mit Mühe bewegen konnte. Froh und lustig zogen wir nun auf die Brunner Allmend, wo wir uns sammelten. In Brunnen fanden wir eine Fahne, die wir ohne vieles Fragen abforderten. Mit drohendem Ernste requirirten wir die Schiffe, uns nach Beckenried zu transportiren: ich sag's frei heraus, daß in Brunnen die liederlichsten Leute im Kanton waren; ich weiß auch keinen einzigen Mann aus Brunnen, der mit uns nach Unterwalden gezogen wäre. Wir konnten um 6 Uhr bei 180 Freiwillige daselbst einschiffen.

„In Beckenried wurden wir mit Jubel empfangen. Sogleich ritt ich bis Stanz voraus, um dem Kriegsrathe die Anzeige von

unserer Ankunft zu machen: es ist nicht auszudrücken, was diese guten Männer, nur wegen der kleinen Zahl, für eine Freude empfanden. Die Schwyzer wurden an die Gränzen von Obwalden, wo ein Hauptangriff zu drohen schien, beordert, und wohin sie bei anbrechender Nacht abmarschirten. Am folgenden Tage, 8. September, geschah jedoch nichts außer dem gewöhnlichen Plänkeln an den Gränzen; diesen ganzen Tag kamen immer Freiwillige von Schwyz, so daß am Abend ihre Zahl, alles Scharfschützen, sich auf 230 belaufen mochte; sie faßten Posto zwischen Ennen-Moos und Oberächerli. Oberächerli als den wichtigsten Posten ließen wir mit Mannschaft verstärken. An diesem Tage visitirte ich ringsumher alle wichtigsten Punkte, und traf dann Nachts um 11 Uhr wieder bei meinen Schwyzern ein, für die ich noch auf den folgenden Morgen ein gutes Frühstück besorgen ließ. Die Patrouillen brachten in dieser Nacht alle einstimmig die Nachricht, daß fast alle feindlichen Wachtfeuer ausgelöscht seien, was einen frühzeitigen Angriff vermuthen ließ.

„Auch wir hielten uns bereit. Ich ließ eilig frühstücken und in's Gewehr treten. Kaum hatte ich an mein Volk eine Anrede zu Muth und Tapferkeit gehalten und die General-Absolution ertheilt, so flogen schon ein Dutzend Kanonenkugeln über uns her; und ebenso begann der Kanonendonner auf dem See. Es war halb fünf Uhr Morgens am 9. September. Diese Begrüßung war für die guten Unterwaldner, die noch nie in solchem Treffen gestanden, etwas Ungewohntes und Schreckenvolles; aber wir erreichten den Ort, wo wir Posto fassen sollten in schönster Ordnung. Auf dem Allweg begab ich mich nach den Schanzen. Daselbst fand ich Alles widrig. Die am Abend vorher dort befindlichen Vierpfünder Kanonen waren in der Nacht bis auf eine aus den zwei Schanzen, ohne Jemands Befehl weggenommen und nach Stanz-Staad abgeführt worden. Von den dahin postirten Kanonieren war einer zu den Franken übergegangen, den andern ließ ich als verdächtig einstecken. So ritt ich nun eilends nach Stanz-Staad und holte die Kanonen wieder, wobei mir, vom See her, die feindlichen Kanonenkugeln in Menge um den Kopf herumflogen. Dort dirigirte ich den sogenannten Zürcherhund, eine Zwölfpfünder Kanone: im dritten Schuß, Morgens um 8 Uhr schoß ich ein Floß auseinander, worauf das Kanoniren auf dem See eine halbe Stunde lang aufhörte.

„Die Gefahr auf dem Allweg ward immer größer. Kaum traf ich mit der zweiten Kanone daselbst ein, so drangen die Feinde im heftigen Sturm auf die Schanzen ein. Ein Handlanger, der flink im Laden war, leistete mir gute Dienste; die Franken waren kaum 300 Schritte von den Schanzen entfernt, und ich erreichte sie mit Kartätschen nach Wunsch, und wies sie mit großem Verluste zurück; dreimal stürmten sie, und jedes Mal wurden sie mit großem Verluste zurückgeschlagen. Sie detaschirten nun eine Kolonne auf den Punkt, wo die 230 Schwyzer standen; dort stürmten sie heftig an, wurden aber lustig heruntergeschlagen. Fünfmal stürmten sie den Posten vergeblich und mit großem Verlust. Nun zog sich eine andere Kolonne nach der Anhöhe gegen das Rotzloch zu; aber die Unterwaldner Scharfschützen empfingen sie wacker und schlugen sie tüchtig. Aus unserer Batterie feuerte ich auf ein Haus, das mit Franken angefüllt war, auf 1400 Schritte, und zwang dieselben beim fünften Schuß das Haus zu verlassen.

„Bei der Schanze sah es jetzt ruhig und gefahrlos aus, aber links und rechts ging's heftig her mit kleinem Gewehrfeuer. Der Kommandant der Schwyzer ließ mich zu sich rufen. Ich sprengte sogleich hin auf meinem Schimmel, wäre aber bald von den Franzosen gefangen worden, wenn mir nicht der Hauptmann noch zu rechter Zeit von der Höhe zugerufen hätte, daß ich gerade auf die Franzosen zureite. Ich befand mich zwischen zwei Feuern und ein Hagel von Kugeln flog um und über mir her, ohne daß ich auch nur blessirt wurde. Glücklich erreichte ich die Position, die die Schwyzer Freiwilligen schon vier Stunden lang im heftigsten Feuer behaupteten; eine Stunde lang feuerte ich mit ihnen aus dem Stutzer mit richtigem Erfolg. Bis gegen 11 Uhr zählten wir hier von uns nur zwei Todte und drei Verwundete. Dagegen sahen wir Franzosen in Menge niedergestreckt liegen, weil die Gefallenen nicht mehr so schnell wie es sonst zu geschehen pflegt, beseitigt werden konnten. Als wir anfingen an Patronen Mangel zu leiden, mußte ich eilends nach Stanz reiten, um frische Munition zu holen."

Der Kampf entbrannte nun immer heftiger, doch alle Versuche der Franzosen scheiterten an der Tapferkeit der an den Silenen aufgestellten Schwyzer und Seelisberger Scharfschützen. Ebenso-

wenig glückte der Versuch einer andern Kolonne, vom Brigade-General Delpoint befehligt, der die vorgelegene Buchlischanze nehmen wollte. Ruhig ließen die Nidwaldner die Feinde bis beinahe an den Fuß derselben anrücken, feuerten dann aber von hier sowohl als von der Batterie der Kapelle und derjenigen am Sandhubel, so kraftvoll und wirksam mit Kartätschen und Kleingewehrfeuer in die dichten Reihen der Feinde, daß Leichen auf Leichen sich häuften, und die übrigen bald gezwungen waren, mit großem Verluste umzukehren und ihr Heil in der Flucht zu suchen. Hier ward General Delpoint am rechten Arme verwundet.[1])

Es war ein glorreicher Moment. Aber es fehlte an frischen Truppen, um die Vortheile zu verfolgen; am Allwege fanden sich nur bewaffnete Frauen. Zudem war im Unterwaldner Kommando keine Einheit mehr, indem die Anführer, Fruonz und Joller selbst unter den Schützen standen, und wacker darauf losschoßen, anstatt das Schlachtfeld zu überwachen. So fand General Mainoni Zeit seine Schaaren aus dem Centrum nachrücken zu lassen und den Angriff zu erneuern. Den frischen Kräften konnten die Nidwaldner nicht länger Stand halten. Die Franzosen drangen unaufhaltsam vor, und steckten beim Vorrücken alle umliegenden Häuser, zuletzt auch die Winkelrieds-Kapelle in Brand. Dies scheint das Signal für die Schiffe gewesen zu sein, die vor Stanzstaad lagen, und deren Landung nur ein schwacher Widerstand entgegen gesetzt werden konnte.

„Gegen 12 Uhr gelang es den Feinden die von den Schwyzern vertheidigten Schanzen, wiewohl unter starkem Verlust, zu ersteigen. Kurz zuvor war es mir geglückt, ihnen die Munition auf einem Nebenwege überbringen zu lassen, so daß sie damit gut versehen waren. Wenn ich dort zugegen gewesen wäre, hätten die Franzosen schwerlich die Schanzen schon bekommen. Aber je länger wir uns dort gehalten hätten, desto gefährlicher wäre unsere Lage geworden. Denn schon rückte eine Kolonne von 3,000 Franzosen von Engelberg heran; sie waren von einheimischen Patrioten, die es darauf abgesehen hatten uns gänzlich einzuschließen), so gut geführt, daß es ihnen wenigstens gelang unsere

---

[1]) Nach der von Businger mitgetheilten Darstellung von Major Konrad Fäsi von Zürich.

Schwyzer Freiwilligen von uns abzuschneiden, die sich also mitten durch die Feinde durchschlagen mußten. Der Verlust dieser Tapfern war unbedeutend: vier blieben todt auf dem Platze, sechs wurden verwundet. [1])

„Während dem suchte ich die zerstreute Mannschaft von Stanz wieder zu sammeln, auf der Straße nach Buochs. Es war nicht mehr möglich. In Buochs rettete mich Lieutenant Inderbitzin, sonst wäre ich von den französischen Chasseurs gefangen worden. Dieselben verfolgten mich sammt meinen wenigen Leuten noch eine halbe Stunde weit gegen Beckenried. Es war 4 Uhr Abends. Wir fanden daselbst noch ein kleines Schiff, aber nur mit einem Ruder; doch kamen wir damit glücklich, um 6 Uhr, nach Treib. Gegen 7 Uhr wagten wir uns wieder auf den See: Rathsherr Imling, Lieutenant Inderbitzin, Hauptmann Staub und Egglin beide von Menzingen; wir fuhren gegen den kleinen Landungsplatz (am Ort) eine halbe Stunde von Brunnen, von wo wir gerade gegen Morschach zugehen konnten. Man kann sich leicht vorstellen, in welcher Traurigkeit wir Alles daselbst wegen dem Unglück Unterwaldens, und der Besorgniß um die Schwyzer Hülfsmannschaft antrafen. Bezüglich der letztern konnten wir ihnen nur sagen, daß sie sich tapfer durch die Franzosen durchgeschlagen hatten und uns bald nachfolgen würden.

---

[1]) Eigentlich nicht von Engelberg her kam die französische Colonne, sondern von Kerns und Wissehrlen (Wiserlon) durch die Kernser Berggüter und Alpen über den Arvigrat Blacki und Großächerli. Die über den Arvigrat Gekommenen campierten kurze Zeit in Alp Dürrenboden, vereinigten sich dann mit der Hauptcolonne der Brigade Müller, und stürmten über die Wiesenberger Alpen nach Wisiberg, und von da in die Ebenen Thalemwyls. Die Hauptmasse lagerte sich auf der Stanserallmend, eine Abtheilung besetzte die Abrücke zu Büren, eine andere zog sich am rechten Ufer über Hostätten, Waltersberg, wahrscheinlich nach Buochs. Circa 2 Uhr Nachmittags brach das Gros der Armee nach dem Dorfe Stans auf, und vereinigt sich dort mit dem über Stansstad, Bürgen und Ennetmoos eingedrungenen Colonnen. Auf diese Weise wurde die Hauptstellung der Nidwaldner auf Ennetmoos umgangen, und es war für sie ein Glück, daß die Halbbrigade Müller sich längere Zeit auf der Stanserallmend verweilte, indem sie sonst unfehlbar in Front und Rücken von derselben angegriffen und aufgerieben worden wären. (Mittheilung v. Herrn Dr. Melchior Wyrsch in Buochs.)

„Nicht lange verweilten wir auf Morschach. Wir nahmen etwas Brod, Käse und Kirschwasser mit uns auf die Flucht, und, noch ungewiß wo wir am sichersten durchkommen könnten, begaben wir uns auf den etwa zwei Stunden entfernten Stoß. So finster diese Nacht war, so war doch dieser ganze Berg vom Brande und Mordfeuer in Unterwalden, obwohl vier Stunden davon entfernt, hell beleuchtet. Auf dem Stoß bewirthete und beherbergte uns ein guter Mann in seiner Alpenhütte, und zeigte uns die sichersten Wege über die Berge. Wir verließen ihn um 7 Uhr Morgens, indem wir schon vernommen hatten, daß wir auf Morschach aufgesucht wurden. Unsere Stutzer und Seitengewehre verbargen wir in einem Heustock, und ich kleidete mich mit einem Hirten- oder Futterhemd um, wie man es beim Kühmelken zu tragen pflegt, und so überstiegen wir die himmelhohen Berge. Muothathal mußten wir geflissentlich ausweichen, weil dort die Geistlichen, besonders ein Helfer und ehemaliger Siebner sehr für die Ordnung der neuen Dinge gestimmt waren. Bereits lag dort auch der Befehl von der Regierung uns zu arretiren, wenn wir uns allenfalls unterstünden, unsern Weg durch dies Thal zu nehmen. Hinter den letzten Häusern stiegen wir durch die Gesträuche und Wälder von den Bergen in's Thal hinunter, wo mich ein junger Alpenjunge, der uns bis dorthin den Weg gezeigt, über die Muotha trug. Wir wurden auf der Anhöhe von dem Frauenkloster aus erblickt, erkannt und verrathen, da der große Rathsherr Imling, der weitaus längste Mann im Kanton Schwyz, in dieser Gegend sehr gut bekannt war.

„Nach drei Stunden setzten wir unsern Marsch fort, bis an die hohe Alp Rütschthal, wo wir wieder sichere und für uns gutgesinnte Landsleute antrafen. Hier beriethen wir uns über die weitere Flucht, und entschlossen uns über den Pragel zu gehen. Früh um 6 Uhr bestiegen wir mit wunden Füßen einen Felsen, an dem wir bedachtsam jeden Schritt machen mußten, um nicht in den Abgrund hinunter zu fallen. Hälfte Weges, schon über eine Stunde hoch, eilte ein Bote auf uns zu, und mißrieth uns den Weg über den Pragel. „„Schnell zurück, um Gotteswillen! rief er, „der Pragel ist schon um drei Uhr frühe stark mit Wachen besetzt.““ So mußten wir also unter den größten Gefahren wieder herunter klettern. Wir erfuhren noch weiter von dem Bo-

ten, wie gefährlich es mit uns stehe. Er war uns von Schwyz aus nachgesendet, um uns anzuzeigen, daß im Flecken Schwyz die klügsten Anstalten, um uns ausfindig zu machen, getroffen worden seien. „Der Paul Styger, der Kapuziner, der Halunke, dieser vor Allen, dann ein Rathsherr Imling und Augustin Schueler würden ein kostbarer Fang für die im Flecken sein. Der Bote konnte nicht genug erzählen, wie man über uns auf dem Platze und im ganzen Dorfe losgedonnert und geflucht habe.

„Dessen ungeachtet entschlossen sich Rathsherr Imling und Schueler in einer Käshütte der Gegend für einige Tage sich zu verstecken; wir Andere wagten es auf gut Glück unsere Flucht gegen die Glarner Alpen fortzusetzen. Diese Alpenmänner wiesen uns einen Weg über einen hohen, fast unersteiglichen Berg, worauf wir dann in die Glarner Alpen hinunter kommen würden. Noch waren wir nicht weit den Berg hinauf, so fiel ein dichter, beißender Nebel, der sich zuletzt in Schnee und Regen auflöste. Was war zu thun? Vorwärts gehen und nicht wissen wohin, während rückwärts die Gefahr immer größer für uns ward, war Beides mißlich; und doch mußten wir wählen zwischen Beiden. So wagten wir es denn, und gingen über das Gebirge, während wir drei Stunden lang im Nebel nicht zehn Schritte weit vor uns hinsehen konnten; auch keine Spur eines Weges, den je ein Mensch betreten hätte, war zu entdecken. Nur das konnten wir uns auf der Glarner Seite einander versichern, daß es jäh hinunter gehe. Dort mußten wir auf's Gerathewohl durch Krachen und Schluchten auf Händen und Füßen hinabrutschen und kriechen, so daß die Steine hinter, vor und über uns herrollten. Dieser Spaß dauerte so etwa eine Stunde, und wir sahen, daß wir uns doch noch in der Welt, oder doch bald auf den Gränzen derselben befänden. Was thut und wagt man nicht zur Rettung seines Lebens!

„Endlich kamen wir auf die sogenannten Glarner Roßalpen, wo wir aber auch noch, bis auf eine Stunde weit, keine Seele antrafen. Doch vor der Hand waren wir froh der Lebensgefahr seitens der Berge und Felsen entronnen zu sein. Eine Stunde tiefer, dem Thale zu, trafen wir eine Sennhüte und gute Leute darin, die uns mit Milch, Käse, Butter, Brod u. d. g. liebreich bewirtheten. Als wir uns aber nach dem Wege nach Glarus

oder Näfels erkundigten, sagte man uns, daß alle Pässe, vom Klönthalersee bis auf den Pragel seit zwei Tagen von Glarus aus mit starken Wachen besetzt seien: keine Fremden lasse man passiren. Wir waren hier im Reden sehr behutsam, und ließen vor diesen Leuten nicht das Mindeste von unserer innerlichen Bangigkeit blicken. Nur baten wir, uns für Geld und gute Worte für einen Führer zu sorgen, den sie uns auch verschafften. So verließen wir diese guten Leute, die uns bemitleideten und uns Glück wünschten; denn sie bemerkten wohl, daß wir uns in einer gefährlichen und unglücklichen Lage befänden. Nach etwa einer Stunde entdeckten wir uns unserm Wegweiser, und versprachen ihm eine gute Belohnung für seine Treue, nebst einem Geschenk von doppelt so viel, wenn er uns glücklich an den Wachten vorbei führen werde. „„Schon recht, meine liebe Herren!"" sagte er, „„ich will sie schon sorgfältig führen, allein ich fürchte, Sie werden mir beim Bärentritt nicht nachkommen dürfen."" Wohin er steigen darf, meinten wir, werden wir es auch wagen. Und nun strichen wir zwei Stunden lang durch Gesträuch und Abwege, bis an den gefährlichen Ort, dessen Schrecklichkeit er uns so lebendig vorgemalt hatte. Bis dahin sahen wir keine Wachten; denn diesen ganzen Tag regnete es im Thale und schneiete auf den Bergen unaufhörlich fort; doch so unfreundlich der Tag war, so günstig war er uns, indem man uns eben deshalb von ferne nicht so leicht sehen konnte.

„Endlich langten wir bei dem sogenannten Klönthalersee an. Die Haare stunden uns zu Berge, als wir das Gefährliche des Bärentritt-Passes vor uns sahen. Dort hingen zwei Stangen von ungefähr 50 Fuß Länge an einem Felsen in Ketten, die in den Fels eingekittet waren. Unter uns sahen wir den tobenden See in einer Tiefe von 200 Fuß; über uns eine senkelgrade Felswand, die bis an den Himmel zu ragen schien. Wir versuchten das Wagstück über diese Stangen: Stiefel und Schuhe zogen wir aus, und hängten sie um den Hals, und so ging Einer nach dem Andern unserm Führer, überzwerch, bebend nach, über diese vom Regen nassen und schlüpfrigen Stangen, so gut es ging, uns am Felsen haltend. Der geringste Fehltritt hätte uns in den unergründlich tiefen See gestürzt. Doch, dem Himmel sei Dank! Alle setzten glücklich hinüber; und das Sprüchwort bewährte sich

an uns: in der Gefahr sieht und achtet man keine Gefahr. Nun setzten wir unsern, noch immer gefährlichen Weg bis an's Ende des See's fort. Dort mußten wir uns eine halbe Stunde lang in einem kleinen Stalle verstecken, indem just wieder ein Piket von 80 Mann das andere auf dem Pragel ablöste. Wir konnten diese Mannschaft jenseits des See's vorbeimarschieren sehen. Wie es uns da zu Muthe war, kann sich Jeder leicht denken. Wir schickten unterdeß unsern lieben, treuen Führer voran, um auszukundschaften, ob im Walde gegen Nestthal keine Wächter ausgestellt seien, und folgten ihm dann in einer viertelstündigen Entfernung behutsam nach.

„Am Ende des Waldes erreichten wir ihn wieder; und gingen nun ganz beherzt dem französisch gesinnten Neste Nestthal zu, wo wir die Leute schaarenweise zusammengerottet antrafen und neugierig gefragt wurden, wer wir seien, woher wir kämen u. s. w. Wir waren Urner, und wußten von Unterwalden nur vom Hörensagen soviel, daß es dort erschrecklich zugegangen sei. Aber, sagten die Leute, uns wundert, daß man euch durch die Wachten hat passiren lassen, die doch den strengsten Befehl haben, Niemand durch zu lassen. Warum nicht? war unsere Antwort; wir haben unsere Pässe, und diese zeigen, daß wir Geschäfte halber nach der Bündt reisen u. s. w.

„In Nestthal verweilten wir in einer Schenke bis zum Zunachten, obwohl der Wirth, wie es uns unser Führer gesagt hatte, ein Erzschurke war. Wir unterhielten uns mit ihm und waren recht gute Patrioten. Mit der Zeche behandelte er uns leidlich: Bruderlieb' und Gruß, Freiheit und Gleichheit u. s. w. Davon strömte er über. Wir ließen ihn in der besten Meinung als wahre Freiheitsbrüder: Cum vulpibus vulpinando; wer bei jetzigen Zeiten nicht mit zwei Pfeifen pfeifen kann, wird's nicht weit bringen. Sonst hieß es: „Ehrlich währt am längsten;" aber jetzt geht's nicht mehr; mit der Rechtschaffenheit muß man schier verhungern: ich hab' es selbst erfahren.

„Zwischen 7 und 8 Uhr Abends trafen wir im Hauptflecken Näfels ein. Dort durften wir wieder etwas freier athmen, aber doch nicht zu laut sein, weil dort die Einwohner richtiger dachten als unsere vielgeliebten Nestthaler. Wir fandenauch dort alle Gassen mit Neugierigen gefüllt, die, wie die Nestthaler, den Ausgang

und die Bewandtniß mit Unterwalden von uns zu erfahren hofften. Wir wußten aber nichts. O vorgestern, sagten sie mit einer rührenden Theilnahme am Schicksale Unterwaldens, o der vorgestrige Tag muß erschrecklich für Unterwalden gewesen sein; sogar hier erzitterten die Berge vom dortigen Kanonendonner. Auch wir haben es gehört, sagten wir, und sonst nichts. Noch fügten wir bei, daß es grausam gebrannt habe, und daß wir vielleicht von Flüchtlingen, die etwa auf dem Pragel aufgefangen werden konnten, diese Nacht noch Mehreres, oder den ganzen Hergang oder Ausgang des Geschützes von Unterwalden zu vernehmen hofften. So ließen wir sie in ihrer Meinung und begaben uns zu dem guten Kaplan Röllin, der ein naher Anverwandter von unserm obgemeldeten Hegglin war. Diesem entdeckten wir unsere gefährliche Lage, und Alles, was mit uns und Unterwalden vorgefallen; worauf er so wie wir selbst, für gerathen und nothwendig fand, daß wir uns eiligst aus dem Staube machen müßten. Unsern getreuen Führer entließen wir dankbar und zufrieden mit einem Geschenke, und der Kaplan begleitete uns nun selbst mit einem vertrauten Manne bis nach Wesen zum Rößliwirth, der immer für die gute und alte Sache stand. Es war schon halb zehn Uhr vorbei. Sogleich erkundigten wir uns um Schiffleute, und eine Gelegenheit noch diese Nacht nach Wallenstadt zu fahren, und er wußte uns dieselbe alsbald zu verschaffen.

„Wohl eine Stunde mußten wir auf die Schiffsleute warten. Ich zahlte ihnen nach ihrem Begehren und noch mehr, indem ich ihnen noch zwei Maaß guten Veltliner geben ließ, damit sie auf dem See tüchtiger arbeiten möchten. Auch wir ließen uns das Nachtessen trefflich schmecken, theils weil wir hungrig waren, theils weil wir uns jetzt sicher außer Gefahr glaubten. Zum Abschiede tranken wir heiter und fröhlich unserm Freunde dem Kaplan und dem Wirthe zu nach Schweizer Art; darauf ließ ich das Schiff zur Abfahrt rüsten. Schon waren wir zum Absegeln bereit; da — was geschieht? — Verrathen waren wir, verrathen und als verdächtige Leute beim Bürger Agent Ziltner von einem Profoß angezeigt, der unser Schiff arretiren ließ, und uns in gebieterischem Tone sagte: Die Herren werden sich ohne Widerrede vor ihrer Abfahrt vor dem Bürger Agent stellen; unterdeß entfernt sich Keiner aus meinen Augen. Ganz gut, sagte ich mit gleich-

gültig hingeworfenen Worten, aber werden wir ihn in dieser späten Stunde nicht in der Ruhe stören? Mir war sehr bange, doch konnte ich meine Furcht besser als meine Begleiter verbergen. Dem Herrn Kaplan war's Himmelangst für uns, da er unsere gefährlichen Verhältnisse und Umstände genau kannte, und wußte was auf dem Spiele stand. Er blieb nicht mehr lange bei uns auf, sondern strich sich in der Stille davon, aus Furcht, er möchte am Ende selbst noch mit uns handfest gemacht werden. Wirklich sah es gefährlich aus, und wir glaubten sicher bald geschlossen nach Glarus geliefert zu werden. Wir faßten jedoch wieder Muth und gingen ganz beherzt zum Agenten, wohin uns der Profos folgte. Ich machte fest und mit Gewandtheit meine Begrüßung beim Agenten, der voll Macht und Herrlichkeit in einem Prälatensessel ausgebreitet, uns ernst empfing und folgendermassen anredete: Woher kommen Sie? Ich antwortete: von Haus. — Woher ist er denn? Von Menzingen aus dem Kanton Zug. — Hat er Paß? Nein. — Weiß er nicht, daß man sich ohne Paß nicht aus seinem Distrikt entfernen und weiter gehen darf? — Nein, davon wissen wir Alle nichts; nur daß, wenn einer in's Ausland will, er laut dem letzten, bei uns verkündeten Dekret einen Paß vom Districkts-Statthalter haben muß. Hätten wir weiter etwas gewußt, so würden wir uns mit einem Paß gehörig versehen haben. — Nun, wie heißt er? Nikolaus Zehnder. — Was Professions? Ich bin absolutus Philosophus. — Wohin will er reisen? Auf Valentinsberg zu meinem Vetter Pfarrer in die Vakanz mit diesen meinen zwei Vettern hier. — Und du Wendel, wohin willst du? Nach Graubünden, um dort Branntwein und Saliter einzukaufen mit meinem Kameraden Litzner hier. — Du wirst also auch keinen Paß aufweisen können? Nein. — So? Ihr werdet euch Alle beim Oberagent Bernold, ehemaligem Landrichter, melden und euch mit Paß versehen lassen; denn wir haben heute früh von unserer Regierung, dem Direktorium, als vom General Schauenburg aus, die strengsten Befehle erhalten Niemand ohne Paß-Port passieren zu lassen, und zwar wegen der Affaire von Unterwalden.—Ich stand während dieser Unterredung wie auf Kohlen; denn ich kam dem Agenten doch verdächtig vor; und wirklich hatte er mich acht Jahre vorher, als Kapuziner gesehen und gesprochen. Um sich aber pilatusartig aus der Verlegenheit

zu ziehen und sagen zu können: ich bin unschuldig an diesem Blute, wies er uns zum rechten Erzhalunken Bernold hin. Dieser, einer der eifrigsten Jakobiner, der schon vor der Ankunft der Franken ein Religionshasser gewesen, und die alte Verfassung nicht ausstehen konnte, schmiedete eben das Eisen der neuen Verfassung, da es noch heiß war. Nur der Verdacht auf Jemand, daß er für das Neue nicht allerdings möchte günstig sein, bewog ihn zu den niederträchtigsten Handlungen. Wir kannten ihn als solchen schon längst, und mußten ihm um jeden Preis aus dem Wege gehen; zudem hatte er gewiß auch neben den andern Befehlen von Schauenburg Steckbriefe gegen mich in Händen.

„Um eilf Uhr Nachts verließen wir unsern gut und richtig angeschmierten Bürger Agenten, mit dem Versprechen uns zu Bernold begeben zu wollen; gingen aber von ihm weg sogleich zu Schiffe. O wie uns dort auf dem See der Schlaf, das erstemal wieder seit fünf Tagen, so wohl schmeckte! Um drei Uhr Morgens landeten wir bei Wallenstadt, wo Alles noch im tiefsten Schlafe lag. Stille strichen wir uns durch dies Städtchen nach Sargans zu. Dort besuchten wir einen Landsmann, auch ein Unter-Agent, der uns aber aufrichtig unsere Gefahr zeigte, und uns rieth sobald als möglich über den Rhein zu fliehen. Weiters darf ich euch nicht sagen, fügte er hinzu, indessen laßt euch das Frühstück bei mir schmecken. Ich bin Schlag sechs Uhr dringend auf's Schloß berufen, es muß etwas Wichtiges vorgefallen sein. Greift also wacker zu, und macht dann daß ihr fortkommt, denn ich kann mich hier bei euch nicht länger aufhalten.

„Während er nun nach dem Schlosse ging, machten wir uns eilig auf nach Trübenbach. Ich kam dort eine Viertelstunde früher an als meine Kameraden, da ich wegen meiner wunden Füße in Sargans ein Pferd genommen. Schon erblickte ich von der Anhöhe, über welche die Straße gezogen war, unten auf der Haab am Rheine eine Schildwache, und zugleich noch ein Picket aus den dortigen Werdenberger Bauern, die den Paß und die Ueberfahrt auf dem Rheine sperren sollten. Jetzt waren wir in der Klemme: vor uns der Rhein, bei und hinter uns die Spitzbuben. Wir sind verloren, sagte ich bei mir selbst und nachher zu den Anderen als sie mir nachkamen. Es ging uns in Werdenberg just wie in Wesen: als wir den Wirth ersuchten, er möge

uns eine Schiffs-Gelegenheit über den Rhein verschaffen, erblickte ich an dem Nebentische einen Hatschier, der uns auf den Befehl des dortigen Agenten anhielt, und uns anzeigte, daß wir nicht eher über den Rhein geführt werden würden, bis wir dem Bürger Agenten unsere Pässe vorgewiesen hätten. Dieser Hatschier sah dem von Wesen ganz haargleich, und ich glaube noch immer, daß er vom Agenten in der Nacht auf einem andern Wege, über den Amdenberg auf Trübenbach sei geschickt worden, um uns bei dem dortigen Agenten anzuzeigen. So oft er uns anschielte, lachte er mit boshafter Miene gegen noch zwei neben ihm sitzende Saufbrüder, als ob er uns jetzt sicher in der Falle glaube. Wir fragten ihn nach dem Hause des Agenten, das er meinen drei Kameraden ganz aufgeräumt zeigte. Diese drei waren noch mit alten Pässen versehen, deßwegen ließ ich sie zum Agenten gehen in der Meinung, daß ihnen der Uebergang über den Rhein gestattet werde, und wir Beide, bei dieser Gelegenheit dann mitfahren könnten. Allein wir warteten und warteten, aber meine guten Freunde wollten vom Agenten nicht zurückkommen. Gut für uns war es, daß sein Haus etwa eine gute Viertelstunde weit entfernt lag. Vetter Wendelin Wieget hatte sich unterdeß draußen allenthalben umgesehen, in der Hoffnung ein Mittel ausfindig zu machen, wie wenigstens wir Beide uns noch aus den Klauen dieser Raubthiere möchten retten können. Da entdeckte er von ohngefähr ein kleines Schiff, welches los und mit zwei Rudern versehen am Ufer lag. Ohne Verweilen schlich er sich hinter dem Wirthshause herum zu uns; und zeigte mir unter Furcht und Freude das Werkzeug der Rettung. Er, ein erfahrner Schiffmann auf dem See, konnte wohl in solchen Umständen sein Probestück in der reißenden Strömung des Rheines machen.

„Wir zauderten nicht lange. Erst er, hernach ich, verloren wir uns unvermerkt aus dem Hause. Meinen Hut, eine leere Brieftasche, ein Stilet und drei Nastücher ließ ich auf dem Tische liegen, damit unsere Wächter und der Wirth wegen unserer Entfernung keinen Argwohn schöpften. Allgemach und wie spatzierend, naheten wir uns dem Schiffe bis auf zwanzig Schritte; dann flogen wir, ich der Letzte, in das Schiff, das ich im Springen vom Lande stieß. Der Vetter hatte schon das eine Ruder in der Hand, ich ergriff das andere, und so, aus allen Kräften

arbeitend, sahen wir uns gerettet. Die Schildwache, die in einer Entfernung von etwa 80 Schritten vor uns stand, rief uns zu: „Halt, ihr Spitzbuben!" Ja, ja, antworteten wir spottend, und ruderten fort aus Leibeskräften. Die Wache schlug an und wollte auf uns feuern, aber das Gewehr brannte nicht los. Unterdeß kamen wir glücklich über den Hauptstrom; aber nun sahen wir noch zwei kleine Nebenströme vor uns, die wir zu Fuß durchwaten mußten. Wir besannen uns nicht lange. Da man uns in einem andern Schiffe nachsetzte, schauten wir nicht lange wie tief das Wasser sei, sondern warfen uns mit dem Muthe der Verzweiflung hinein. Das Wasser ging uns bis unter die Arme; oftmals den Boden verlierend und wankend im Wasser erreichten wir jedoch glücklich den Port, wo ein kaiserliches Picket vom Regiment Praschewill stand.

„Wäre ich nicht mit einem Passe vom General Aufenberg versehen gewesen, so hätten wir nicht einmal an das rettende Land kommen können. Doch nun waren wir gesichert. Als wir nun so am Ufer um unsere drei Unglücksgefährten jammerten, sahen wir diese Unglücklichen unter einer starken Wache dem Wirthshause zuführen. Sicher nicht drei Minuten später, wenn wir gewartet hätten, wären wir vom gleichen Schicksale ereilt worden. Noch eine Zeitlang sahen wir nach Trübenbach hinüber, wo schon eine Menge Volk sich um das Haus unserer armen, verhafteten Brüder gesammelt hatte. Noch diesen Tag wurden Hauptmann Staub, Lieutenant Inderbitzin und der gute Hegglin nach Wertenberg auf das Schloß abgeführt, wo Jeder einzeln in ein abscheuliches Gefängniß geworfen wurde. Hauptmann Staub wurde vorzüglich hart, ja grausam behandelt. Er war kurz vorher schwer krank gewesen und hatte in Folge dieser Krankheit alle Haare verloren. Ihn hielten sie jetzt für Paul Styger; sie wußten nämlich mit Sicherheit, daß es Einer unter diesen fünf sein müsse; „Wart', du Halunke!" riefen sie unter höhnischen Drohungen, „wir wollen dir jetzt das Messelesen einmal stecken!" Weil er jetzt Paul Styger sein mußte, wurde ihm zu Wasser und Brod im Gefängnisse nicht einmal ein wenig Stroh zum Lager gestattet; er würde es so, wegen Hunger und Kälte, keine fünf Tage ausgehalten haben; indeß kam bald Befehl, die Gefangenen hart geschlossen nach Glarus, und von dort nach Schwyz zu liefern.

„Wir hatten vom andern Rheinufer mit bangem Herzklopfen die Gefangennehmung unserer Freunde mit angesehen; und machten uns nun das Herz voll Sorge und Wehmuth auf den Weg nach Balzers. Dort fand ich den Ober-Lieutenant wieder, der mir vor vierzehn Tagen meinen Paß unterschrieben und mir Vorspann gegeben hatte. „Um Gotteswillen, geistlicher Herr! rief er aus, wie sehen Sie aus? Wo kommen Sie her? — Aus dem Wasser, Herr Lieutenant! wie Sie sehen; fast wäre ich gefangen, fast ertrunken; und nun erzählte ich ihm Alles, was uns begegnet war. Dieser liebe Mann trug nun für mich alle mögliche Sorge. Er schaffte mir trockene Kleider, ließ ein gutes Mittagsessen bereiten und sorgte für ein Fuhrwerk nach Feldkirch. Um 6 Uhr Abends fuhren wir in Feldkirch ein. Hier war das Gerücht schon ganz allgemein verbreitet, ich sei in der Schweiz ergriffen und aufgehängt worden. Aber welche Freude mir meine vielen dortigen Freunde bei meiner Ankunft zeigten, ist gar nicht auszusprechen. Alles lief herbei. Jeder der guten Einwohner von Feldkirch, nur sechs ausgenommen, kamen herbei und wollten den gehängten Paul sehen und ihm zum neuen Leben Glück wünschen. Mehrere liefen in's Kapuzinerkloster zu meinen dortigen Mitbrüdern, unter denen ich beinahe vier Monate lang so viel Liebe und Zufriedenheit gefunden, und Jeder wollte ihnen zuerst die Nachricht meiner Ankunft ankündigen. Auch sie waren ganz außer sich vor Freude, als sie mich wiedersahen. Bis 9 Uhr unterhielt ich mich mit dem lieben P. Guardian und den Uebrigen. Schlag 9 Uhr Abends kam der Postillon, mit welchem ich noch diese Nacht nach Bregenz zum General Aufenberg und dann mit diesem nach Wangen zu Feldmarschall Lieutenant Hotz eilte, dem ich sagen konnte, daß ich glücklicherweise nur in dem an ihn gesandten Rapporte aufgehängt sei."

Ich muß hiemit diese Mittheilung aus Paul Stygers eigenen Aufzeichnungen über seinen Antheil am Befreiungskampfe von Unterwalden schließen.

Dieser Kampf selbst, meine Herren! ist in der Schweiz die letzte That im großen Style, im Style der Begründer der Eidgenossenschaft; sie ist an und für sich ein lebendiges Winkelried-Denkmal; und keines von Granit, von Erz oder Marmor kann je zu Ehren Winkelried's aufgestellt werden, das diesem großen

Bilde seines ganzen Volkes, das sich wie er selbst, für die Freiheit opfert, auch nur von ferne zu vergleichen wäre. Begeisterung, heldenmüthige That und Leiden, das ist es, was der ernste Künstler im Bilde Winkelried's ausdrücken, und wodurch er dem todten Steine Leben einhauchen soll; denn diese drei, diese drei vereint, sind eben die Signatur des Helden, wie sie zugleich es sind, die jedem Volksthume von echter Währung das Dasein geben und bewahren. Begeisterung, heldenmüthige That und Leiden sind es auch, die den Septembertagen von Anno 1798 das Gepräge gegeben. Meine Herren! Nidwalden hat glücklichere Tage gesehen, aber es hat in seinen Jahrbüchern keine größeren. Was Arnold von Winkelried für das Häuflein seiner Helden gethan, das that hier, vor nahe fünfzig Jahren sein ganzes Volk, das thaten Winkelried's durchaus ebenbürtige Enkel: sie senkten die freiheitmörderischen Speere übermüthiger Unterdrücker in die eigene Brust; sie öffneten in den Reihen der Feinde eine breite Gasse, in welche die Brüder eindringen und die Freiheit ihrem Stammlande bewahren konnten. Dies Letztere ist nicht geschehen. Ihr Heldentod hat die Freiheit nicht zu retten vermocht; aber jene glorreichen Septembertage des Jahres 1798 haben mehr gerettet als die Freiheit, sie haben die Ehre des Schweizernamens gerettet.

Es gab damals Leute, die jene That nicht verstanden, wie es jetzt Leute gibt, die nicht verstehen würden, was wir, meine Herren! darüber sagen und sagen könnten. Am 13. September 1798 schrieb ein Korrespondent in „Walthards Zeitung," der eben vom verbluteten und zerstörten Stanz herkam, zwar etwas emphatisch aber mit edler Wärme: „Wie ist's mir, wenn ich unsere aufgeklärten Memmen, unsere engbrüstigen Bewohner des platten Landes, unsere kriegsscheuen Theetrinker, unsere empfindsam wimmernden Philosophen, unsere statitischen Krämer deinen großen Namen, o Vaterland, verunglimpfen höre! Vaterland, Freiheit, Recht, Nationalehre — ach, sie rührt das nicht, wenn nur der Kaffee wohlfeiler wird. [1])

Wenn das das allgemeine Niveau war, so standen Diejenigen, die sich darüber erhoben, doch zu viel vereinzelt, und ihre Stimme drang nicht durch in der großen Menge derer, die Nid-

---

[1]) Walthard's Zeitung. Dritter Band.

walden verrathen und verlassen hatten, und die es dann um das eigene Stillesitzen zu beschönigen, des Selbstmordes beschuldigten. Ich übergehe weitere Bemerkungen, die sich aufdrängen.

Von der Gegenwart sage ich kein Wort; aber das möchte ich für die Zukunft und mit Rücksicht auf die bisherigen platten, flachen, seichten Geschichtschreiber jenes Ereignisses, die Zschocke, die Businger u. s. w. hier noch sagen:

Es gibt Augenblicke, wo die Privattugenden allein für den Mann, den Bürger, den Magistrat, den Richter, den Geistlichen, den Militär nicht genügend sind; und wer in solchen Momenten seinen Blick und seinen Muth nicht höher zu erheben weiß als bis an die Gränzen seiner nächsten Interessen, für den ist es umsonst, daß Ereignisse an seine Thüre pochen, die einem Menschenleben ewigen Ruhm und ewigen Werth geben könnten; und wo eine solche beschränkte Selbstsucht allgemein wird, wo ein Volk in seinen Bürgern den Muth nicht mehr aufbringt, für Recht und Gerechtigkeit und vaterländische Ehre Alles, und auch das Leben hinzugeben, da ist es mit seiner Geschichte zu Ende, sein Dasein geht in materiellen Bestrebungen auf, und sein Stern neigt sich zum Untergange.